

Eric Gaber

Histoire vraie

Aus dem Französischen von Ulrike Gaber

Mit einer Nachbemerkung von Ingrid Moraw

Vorwort der Übersetzerin

Eric Gaber ist am 1. November 2015 gestorben. Dass sein Lebensbericht in Heidelberg veröffentlicht werden sollte, hat ihn gefreut. Hat er doch lange gekämpft, seine Erinnerungen wiederzufinden – große Lücken in seiner Kindheitsgeschichte sind geliebt oder unter den traumatischen Erfahrungen des Überlebens verschüttet geblieben. Wenig ließ sich in Erfahrung bringen.

Geboren wurde Eric Gaber am 8. Dezember 1932 in Karlsruhe als Sohn von Amalie Gaber – sein Vater ist unbekannt. Er hatte eine zwei Jahre ältere Schwester, Mary, die er nie kennenlernte. Dass sie in Auschwitz ermordet wurde, ist das Einzige, was man von ihr weiß. Die beiden Kinder wurden sehr früh getrennt und bei verschiedenen Familien untergebracht, Eric für kurze Zeit vermutlich bei seiner Großmutter in Karlsruhe. Nach deren Tod hat die Familie Haberer aus Villingen irgendwann in den 30er Jahren das Kind aufgenommen. Deren eigener Sohn, sein „Adoptivbruder“ Joseph (später Joe) Haberer, konnte mit einem Kindertransport über England in die USA gerettet werden.

Am 22. Oktober 1940 wurde Eric aus Heidelberg aus dem „Judenhaus“ Bluntschlistraße 4 nach Gurs deportiert. Aus dem Lager „befreit“ hat ihn eine Mitarbeiterin des jüdischen Kinderhilfswerks OSE (Organisation de Secours aux Enfants) im Mai 1941. In verschiedenen Heimen und bei südfranzösischen Bauern versteckt, überlebte er den Krieg.

Die Eltern Haberer wurden aus Villingen nach Gurs verschleppt. Der „Adoptivvater“ starb bereits im Lager, die „Adoptivmutter“ wurde weiter nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Dies ist das karge Ergebnis einer mühsamen Suche. Nahestehende, die ihm hätten helfen können, waren tot, Akten im Krieg vernichtet worden.

Auf der Suche nach seiner Schwester und im Glauben, sie habe unter ihrem Geburtsnamen überlebt, sammelte Eric aus allen französischen Telefonbüchern die Einträge mit dem Namen Gaber und rief dort an. So bin ich ihm 1994 in Paris begegnet, wo ich damals lebte. Er wurde für mich ein Freund, warmherzig und humorvoll. Bei gemeinsamen Besuchen in Heidelberg, Villingen und Karlsruhe konnte ich ihm beim Recherchieren und Dolmetschen behilflich sein, denn deutsch sprechen und verstehen war ihm vollständig verloren gegangen.

So habe ich auch seinen Lebensbericht übersetzt, den er kurz vor seinem Tod mit 82 Jahren abgeschlossen hat. Die Veröffentlichung hätte er sicher gerne erlebt.

Bericht Eric Gaber

Damit niemand vergisst, ist dieses Dokument nicht nur meinen Kindern und Enkeln gewidmet, die hoffentlich niemals ein solch schreckliches Schicksal erfahren müssen, sondern auch denjenigen, die von der Existenz dieser schrecklichen Hölle nichts wissen oder die sich die Augen zuhalten, um sie nicht zu sehen.

Leider spüren die Menschen nicht das Leid der anderen, solange sie nicht selbst die Konsequenzen davon tragen. [...]

Ich möchte zu Beginn ein Lied zitieren, das in einem Film des französischen Regisseurs René Clair gesungen wurde. Der Film wurde am 18. Dezember 1931 in Frankreich uraufgeführt („A nous la liberté“), kam aber erst 1958 in die deutschen Kinos.

Es lebe die Freiheit

Die Freiheit, das ist das ganze Leben,
aber die Menschen haben Gefängnisse geschaffen,
Regeln, Gesetze, Konventionen,
Arbeitsplätze, Büros und Häuser.

Hab ich Recht?

Also sagen wir mal, mein alter Freund,
das Leben ist schön, wenn man die Freiheit kennt.

Warten wir nicht mehr, gehen wir auf sie zu,

Frische Luft ist gut für die Gesundheit.

Überall kann man lachen und singen,

überall kann man lieben und trinken,

Es lebe die Freiheit!

Es lebe die Freiheit für uns!

In der folgenden Geschichte ist ein Teil meines Lebens und Leidens zusammengefasst, der im Laufe der Zeit verblasst ist. Ich werde versuchen, nichts wegzulassen. Dennoch können Auslassungen, Vergessenes und vielleicht knappe Zusammenfassungen vorkommen [...]. All das habe ich erlebt, und die Erinnerungen, die heute hochkommen, werden durch die Zeit, die vergeht, gemildert, durch die Jahre, die unwiederbringlich vergangen sind und vielleicht auch durch eine gewisse Toleranz gegenüber den Henkern des Nazi-Gesindels. Eine gewisse Bitterkeit bleibt.

Meine Erinnerungen beginnen wohl mit dem Alter von fünf oder sechs Jahren. Andere Details dieser Geschichte sind für immer vergraben, und es würde mir großen Schmerz bereiten, sie wieder lebendig werden zu lassen. [...]

Immer wieder gehe ich diesen Bericht durch, er entsteht nicht auf einmal. Mir war nicht bewusst, dass es so viel Fantasie und einer so hohen Konzentration bedarf, eine Autobiografie zu schreiben. So schmerzhaft Situationen ohne einen gewissen inneren Widerwillen wieder lebendig werden zu lassen, dazu bedarf es einer Kraft, die schwer zu beherrschen ist. Ich möchte vor allem, dass der Leser die damals herrschende Atmosphäre mitbekommt. Erinnerungen, auch wenn sie weit zurückliegen, tun manchmal weh, wenn man sie in die Gegenwart holt und sie ein zweites Mal erlebt.

Die Familie Haberer

Ich bin Ende 1932, an einem Donnerstag im Dezember, in Karlsruhe geboren, nur wenige Kilometer von der französischen Grenze entfernt. Die am nächsten liegende französische Stadt heißt Lauterbourg und ist nur 15 km von Karlsruhe entfernt, Strasbourg ist nur 70 km entfernt. [...] Die Tatsache, dass ich in Deutschland geboren wurde, hat zu den daraus resultierenden Problemen geführt. Ja, denn wenn ich zufällig nur 15 km von dort entfernt in Frankreich das Licht der Welt erblickt hätte, wäre mein Leben komplett anders verlaufen. Ich hätte vielleicht heute nichts zu erzählen, jedenfalls nichts Derartiges. [...]

Zu jener Zeit sprach ich nur Deutsch, und ich fragte ständig: Warum? Man antwortete mir: Darum. Mit fünf oder sechs Jahren will ein Junge immer alles wissen und kennenlernen, so wie die Großen. Was ist das? Wer ist das? Warum?

Ich lebte zu jener Zeit bei der Familie Haberer, meiner Adoptivfamilie, in Villingen. Mein Adoptivvater hieß Bertolth und war ein sehr kranker und sehr magerer Mann. Er sah aus wie 70, war aber erst 56 Jahre alt. Er hatte früher in einer Bank gearbeitet, natürlich nicht als Direktor! Aufgrund seiner Krankheit konnte er seinen Beruf nicht mehr ausüben und blieb zu Hause.

Seine Frau Georgina war 45 Jahre alt, und auch sie wirkte viel älter als sie eigentlich war. Die Hausarbeit ließ sie noch elender erscheinen. Sie also war meine Mutter. Ich nehme an, dass die Mutter die Person ist, die sich um dich kümmert und dich großzieht.

Die Familie Haberer war nicht reich und lebte von der Hand in den Mund. Ich glaube, man hat mir erzählt, dass jemand jeden Monat eine gewisse Summe für meinen Lebensunterhalt bezahlte, aber später erfuhr ich, dass damit bald Schluss war. War es meine leibliche Mutter, die diesen Beitrag geleistet hat? Ich kann dies weder bestätigen noch widerlegen. Meine Adoptivmutter und mein Adoptivvater kamen für meinen Unterhalt auf. Sie betrachteten mich als ihren eigenen Sohn. Ich spreche in erster Linie von meiner Mutter, denn sie war für die Finanzen der Familie zuständig, was für sie eine schwerwiegende Last bedeutete.

Ihr Sohn Joseph, der vier Jahre älter war als ich, das war mein älterer Bruder, mein Bruder Joseph. Ich betrachtete ihn als solchen.

Ich weiß weder warum noch wie ich nach Heidelberg in ein Kinderheim gelangte, ein Heim, das jüdische Kinder aufnahm. Ich weiß es bis heute nicht und werde es wohl auch niemals erfahren. In Heidelberg befand ich mich vom 2. Juli bis 21. Oktober 1940.

Als ich das Heidelberger Schloss bei meinem späteren Besuch wieder sah, fiel meine Aufmerksamkeit auf einen Fußabdruck oder besser Stiefelabdruck, der in einem Stein der Schlossterrasse sichtbar war. Wenn man in frischen Zement springt, würde man eine solche Spur hinterlassen. Die Legende besagt, dass das Schloss in Flammen stand und ein Ritter mit seiner Geliebten in den Armen vom Schlossturm sprang und diesen Fußabdruck hinterließ. Ich war etwa sechs oder sieben Jahre alt, als man mir diese Legende erzählt hat, und ich erinnere mich noch 70 Jahre später daran!

Ich lebte also seit meiner frühesten Kindheit bei meiner Adoptivfamilie in Villingen. Ich erinnere mich sehr genau an das kleine Haus, in dem wir lebten. Ich habe

es vor einiger Zeit wiedergesehen, als die Stadt Villingen mich eingeladen hat. Ich erinnere mich an die Außentreppe, unter der ich mich versteckte, wenn ich mit meinen kleinen Kameraden spielte.

Viele Jahrzehnte später hatte ich die Gelegenheit, eines dieser Kinder als alten Mann wiederzusehen, das damals mit mir gespielt hatte. Erwin Steidinger erinnerte sich genau an mich und an die ganze Familie Haberer. Er kam jeden Freitagabend, um das Herdfeuer anzuzünden, denn der Familie Haberer war es aus religiösen Gründen nicht gestattet, dies selbst zu tun.

Ich erinnere mich auch an einen großen Soldaten in Uniform, der in diesem Haus wohnte und der mir Aluminiumteilchen gab, die ich mit einer kleinen Feile glätten musste. Ich weiß nicht, ob diese Aluminiumteilchen für die Rüstung bestimmt waren. Mir hat das großen Spaß gemacht, und ich nehme an, er war froh, für diese stumpfsinnige Arbeit Hilfe zu bekommen.

Später hat Joe, mein Bruder, erfahren, dass ich nicht sein leiblicher kleiner Bruder war. Das machte ihn sehr traurig. Sein ganzes Leben lang sollte er darüber betrübt sein.

Ich meinerseits war darüber bereits im Bilde, denn ich habe eines Tages meine Mutter gefragt: „Warum ist mein Name Gaber und deiner Haberer?“ Sie erklärte es mir, und von da an wusste ich, dass wir nicht aus der gleichen Blutsfamilie stammten, aber in meinem Herzen war er mein Bruder, ja, das war er.

Mein großer Bruder Joe sagte mir viele Jahre später, als ich ihn in Deutschland wiedersah, dass er ein bisschen eifersüchtig war, weil seine Mutter sich mehr um mich kümmerte als um ihn. Trotzdem beschützte er mich. Auf dem Schulweg in Villingen warfen die Jungen der höheren Klassen Steine nach uns. Er stellte sich dann vor mich, um ihnen Angst zu machen und um mir als Schutzschild zu dienen.

Mein Bruder hat mir während unseres letzten Treffens gesagt, dass ich sehr begabt in Rechnen war und dass ich nicht viele Fehler beim Diktat machte.

Ich habe meinen Bruder viele Jahre später wiedergesehen anlässlich einer Einladung, die von der Stadt Villingen und von der Stadt Heidelberg ausging, um uns für das Leid zu entschädigen, das wir während des Krieges ertragen mussten. Eine Entschädigung, auf die wir gerne verzichtet hätten, wenn das Schicksal uns milder gestimmt gewesen wäre.

Doch kommen wir zurück in das Villingen meiner Kindheit kurz vor Kriegsausbruch. Mein Bruder konnte im Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach England fliehen. Er ging dort zur Schule und entkam dadurch der Deportation und dem damit verbundenen Leid, das ich ertragen musste.

Er blieb ein paar Jahre in England, bevor er nach Kalifornien ging, um zu seiner Tante Guitta nach Oakland zu gelangen. Anscheinend war das Haus seiner Tante wunderschön mit einem riesigen Garten voller großer roter süßer und saftiger Äpfel. Seine Tante, die mich auch als ihren Neffen betrachtete, hätte mich gerne adoptiert, denn sie hatte leider keine eigenen Kinder. Da die Formalitäten zu kompliziert waren, hat sie auf eine Adoption verzichtet. Sie schickte mir jedoch viele Briefe, Pakete mit Leckereien, Spielzeug und Kleidung. Eines Tages schickte sie mir sogar ein Stück Stoff und schrieb dazu, dass ich im Kinderheim eine Näherin finden sollte, die mir daraus eine kurze Hose nähen könnte. Als Bezahlung oder Dankeschön legte sie

eine Packung Bohnenkaffee bei. Ich habe eine Näherin gefunden, und der Kaffee war für sie ein lukullisches Geschenk. Kaffee war damals in Frankreich mehr als rar und nur auf dem Schwarzmarkt oder zu unerschwinglichen Preisen erhältlich.

Deportation aus Heidelberg

Kommen wir zurück zur eigentlichen Geschichte. Es war der 22. Oktober 1940, mitten in der Nacht oder im Morgengrauen (ich war zu jung, um dies genau zu unterscheiden), ich schlief tief und fest, bevor wir unerwartet und einigermaßen brutal geweckt wurden. Mitten in der Nacht kamen Männer in Zivil oder in Uniform, ich erinnere mich nicht daran, klopfen an unsere Tür und teilten uns mit, dass wir uns schnell anziehen mussten und einige Sachen packen sollten, bevor wir weggehen mussten. In den Nachbarhäusern gingen viele Lichter an. Die Morgentoilette ging schnell und das Zusammenpacken noch schneller. Ich denke, das war in Heidelberg, aber ich bin mir wieder nicht sicher. Die zeitliche Distanz, die mich von diesen Ereignissen trennt, ist zu groß, und die Bilder sind verschwommen.

Während des folgenden Berichts werde ich von meiner „Mutter“ sprechen, und ich meine damit meine Adoptivmutter, denn zum damaligen Zeitpunkt war von meiner leiblichen Mutter nicht die Rede [...]

Ich zog also alle meine Kleider übereinander an, so wie man es mir gesagt hatte, denn man sollte sich nicht mit Gepäckstücken belasten. Man sollte den Personen den Vorzug geben und nicht den Koffern. Später haben wir verstanden, warum diese Anweisung kam, denn in den Verkehrsmitteln, die wir benutzen sollten, hatten wir in der Tat nur wenig Platz. Die Erwachsenen wollten mir einen Pelzschal umhängen, nicht wegen der Kälte, sondern um alles zu retten, was zu retten war. Ich erinnere mich noch sehr genau, dass ich diese Ausstaffierung nicht wollte, weil ich kein „kleines Mädchen“ war. Mich überkam trotz der grausigen Umstände ein gewisser Stolz.

Wir gingen weg, aber was folgte, war zu vage, genau wie andere Episoden meiner Deportation – LKW, Zug, Tierwaggons, die nicht einmal gereinigt waren – nichts blieb uns erspart [...]

Der Transport dauerte mehrere Tage, bis wir in diesem Lager ankamen, das bis heute meine Erinnerung unauslöschlich geprägt hat.

Einer meiner Freunde hat mir später erzählt, dass diese Deportation mir das Leben gerettet hat, da alle Deportationszüge jener Zeit nach Osten gingen, nach Russland, Polen In die Todeslager, die Vernichtungslager, und besonders nach Auschwitz. Ich hatte sozusagen das Glück, dass ich nach Westen deportiert wurde, nach Frankreich.

Alles in allem waren die ersten Landschaften, die die Personen meines Deportationszuges und ich in Frankreich sahen, Stacheldrähte, Baracken, Menschen im Elend und kein einziges Tier, nicht mal einen Vogel. Die Landschaft war zu wüstenhaft, als dass sich dort irgendwelche Tiere niedergelassen hätten.

Das Lager mit all seinen Baracken war auf einer riesigen Kuhweide errichtet, von der kein Grashalm mehr übrig geblieben war. Es war in sehr kurzer Zeit auf Anordnung Édouard Daladiers erbaut worden. Das Gras hatte sich durch die große

Zahl der Gefangenen in eine Art Schlammdeck verwandelt. Es gab keine Wege, um von einer Baracke in die nächste zu gelangen.

Das Lager von Gurs in den östlichen Pyrenäen befand sich in der Nähe der Stadt Gurs und etwa 15 km entfernt von der Stadt Oloron Sainte Marie. Viele Leute wissen bis heute noch nicht, dass Gurs wie andere französische Städte Tausende von zivilen oder politischen Gefangenen aufnahm und in Haft hielt. Die Vichy-Regierung sprach nicht darüber.

Im Lager von Gurs befanden sich etwa 6000 bis 6500 jüdische Gefangene sowie politische Deportierte aus Spanien. Das Lager diente der Inhaftierung verschiedener Gefangener während des Krieges – Juden, Zigeuner, Spanier, Kommunisten bis zu Deutschen und Kollaborateuren.

Ich erinnere mich, dass es mir gelang, täglich unter dem Stacheldraht hindurchzukriechen, um zur Baracke der Spanier zu gelangen, denn sie brachten mir Lieder in ihrer Sprache bei. Durch die Lieder gelang es uns, für einen Augenblick die Grausamkeiten des Alltags in Gurs zu vergessen.

Das Konzentrationslager

Das waren Baracken, soweit das Auge reichte, und vor allem Schlamm auf allen Wegen, das Jahr war schon fortgeschritten, und ein rauer Winter kündigte sich an. Der Winter 1940/41 war der strengste und feuchteste Winter des ganzen Krieges. Für ein Kind nehmen Einzelheiten manchmal irrealen Dimensionen an, und diese Baracken waren ein Beispiel dafür. Aufgrund der Mangelernährung, der Krankheiten wie z.B. Ruhr und Typhus starben viele Menschen, weil sie weder Pflege erhielten noch Möglichkeiten für ein Minimum an Hygiene hatten. Ja, vor allem fehlte es an Hygiene.

Das Lager von Gurs war kein Vernichtungslager, sondern ganz einfach ein Konzentrationslager, durch das Tausende von Gefangenen hindurchgingen. Leider konnten nicht alle das Lager lebend verlassen. Am Eingang des Lagers befinden sich heute die Gräber von 1072 Personen. Man kann diese Gräber wahrnehmen, aber man spürt nicht, dass diese Leute gelitten haben, bevor sie in Frieden dort ruhen konnten. Friede ihren Seelen!

Ist es aus menschlicher Sicht überhaupt denkbar, freie und gleichberechtigte Menschen anzugreifen und gefangen zu nehmen? In vielen Lagern in Frankreich und anderswo wurden ähnliche Grausamkeiten verübt, und viele Menschen haben die Augen verschlossen, um nicht Zeuge sein zu müssen und ihr ruhiges Gewissen zu behalten.

Meine Tochter hat eines Tages mit ihrer Schulklasse ein ehemaliges Vernichtungslager mit Verbrennungsöfen besucht, und die Leute vor Ort haben versichert, dass sie keine Kenntnis von diesen Schandtaten hatten. Ist das möglich? Der Übelkeit erregende Geruch der Verbrennungsöfen musste doch die umliegende Bevölkerung alarmieren, und dies über mehrere Ortschaften hinweg, die Tatsache, dass hier Menschen abgeschlachtet wurden.

Die Baracken

Ich suche vergeblich nach einem Wort, um sie genauer zu beschreiben, aber ich habe bis heute kein passendes Wort gefunden.

Die Baracken, ja, jede einzelne dreißig Meter lang und sechs Meter breit, diese Baracken mussten sechzig Personen aufnehmen, ohne die verschiedenfarbigen Ratten zu zählen, die grauen, die schwarzen und die beigen, die bei den offiziellen Zählungen nicht miteingerechnet wurden. Ebenso die Flöhe, die Läuse, die Kakerlaken und anderes Ungeziefer, das mehr oder weniger anhänglich war. [...] Von diesen Baracken bleibt heute nur ein einziges Musterexemplar, wenn man das so sagen kann, das für die Besucher zum Gedenken wiederaufgebaut wurde, jedoch ist die Realität ganz anders, denn die damalige Atmosphäre muss Teil des Ganzen sein. Jene Atmosphäre kann man sich beim besten Willen nicht genau vorstellen.

Die Muster-Baracke wird ständig renoviert, damit sie nicht verfällt, aber das Baracken-Feld von damals war grausig anzuschauen. Ich nenne es „Baracken-Feld“, weil die Baracken wie auf einem Kartoffelfeld angeordnet waren.

Sind wir ein einem zivilisierten Land? Sind wir eigentlich Tiere oder Menschen?

Die Betten

Wir schliefen auf Strohsäcken direkt auf dem Boden. Selbst mein Hund hätte diese verschmäht, aber wir mussten damit auskommen, weil es nichts Besseres gab. Das Stroh war feucht, der Stoff rau und schlecht verarbeitet, er kratzte überall. Wo waren bloß die weichen Kopfkissen, auf denen ich in Villingen einschlief?

Wir mussten in einer Schlafsaal-Baracke schlafen, und statt „Schlafsaal“ sollte ich eher „Stall“ sagen, wenn überhaupt. Ich denke, dass man für das Wohlergehen eines Tieres besser gesorgt hätte. Was das Schlafen betrifft: Stellen Sie sich sechzig Personen jeglichen Alters vor, die husten, spucken oder niesen, das ist kein Vergnügen. Trotz allem kann man als Kind leichter einschlafen.

Die Teerpappe auf den Dächern und an den Seitenwänden sollte uns vor dem Wetter schützen, flog aber mit dem Wind und mit dem Regen davon. Am Anfang gab es den Isolationsschutz, aber mit der Zeit löste sich alles auf. Die Kälte drang in uns ein, und es war schwierig, ein bisschen Wärme oder Geborgenheit unter diesen unmenschlichen und unhygienischen Bedingungen zu finden. Die Decken, unter denen wir schliefen, ließen zu wünschen übrig. Es war also nicht erstaunlich, dass in dieser Situation viele verschiedene Krankheiten grassierten, und der Mangel an Medikamenten verstärkte sie noch.

Ich wurde also als jüngster Internierter zusammen mit meiner Adoptivmutter im Block M Baracke 10 registriert. Jeder Block umfasste ungefähr 22 oder 23 Baracken, die ganz dicht beieinander standen. [...]

Ich kann an dieser Stelle bezeugen, dass meine Mutter alles daran gegeben hat, mich zu schützen und zu verwöhnen. Wenn ich Adoptivmutter sage, so weiß ich bis heute nicht, ob eine Adoption wirklich stattgefunden hat oder ob es ganz einfach mein Wunschdenken war. [...] Als während der Zeit meiner Gefangenschaft mein Geburtstag naht, frage ich meine Mutter, ob sie mir eine Frucht schenken kann,

eine Banane zum Beispiel. Warum eine Banane? Ich hatte Lust auf diese seltene Frucht, die zu jener Zeit fast nicht zu bekommen war. Und ich konnte mir während dieser Zeit voller Restriktionen nicht vorstellen, dass das schier unmöglich war. [...] Wie ist es ihr gelungen, mir eine Banane zu beschaffen? Das bleibt ein Geheimnis!

Die Mahlzeiten

Sie beschränkten sich auf ein Minimum, damit wir nicht an Hunger starben, jedoch konnten die Erwachsenen mit gutem Allgemeinzustand und voller Lebenskraft nicht mit diesem mageren Fraß auskommen. Dieser bestand aus einer undefinierbaren Brühe, in der ein paar halbrohe, ungewaschene Topinamburstücke schwammen oder aber Kohlrüben in gleichem Zustand.

Ich denke, dass wir auch andere Lebensmittel bekamen, aber diese Erinnerung an Topinambur verfolgt mich dermaßen, dass mir, wenn ich daran denke, immer noch übel davon wird. Wir wollten unseren Hunger stillen, aber nicht mit diesem ungenießbaren Zeug.

Das Frühstück

Schwarzer Kaffee! Was sage ich Kaffee? Genauer gesagt gefärbtes Wasser mit sogenanntem Brot! Und was für ein Brot! Heute werfen wir manchmal Lebensmittel und Reste weg, die zu jener Zeit ein unvorstellbarer Leckerbissen gewesen wären.

Ich erinnere mich, dass die Damen der Krankenstation wollten, dass die paar in diesem Lager internierten Kinder in eine Nachbarbaracke der Krankenstation gingen, damit man ihnen dort Nudeln und Gemüse, abwechslungsreichere und ausgewählte Nahrung geben konnte, aber ich wollte lieber bei meiner Mutter bleiben.

Es ist nicht erstaunlich, dass unter diesen Bedingungen gewollter Nahrungsmittelknappheit sich viele Erwachsene in einem extrem schlechten Ernährungs- und Kräftezustand befanden.

Die Latrinen

Man musste sich damit abfinden, da wir uns alle in der gleichen Lage befanden! Ein Ort, um den niemand herumkam.

Ich bedauere noch heute die Frauen, denn sie konnten nicht einmal ein Minimum an Intimität wahren angesichts dieser mehr als unwürdigen Umstände. [...] Man musste circa zwanzig Holzgitterstufen hochsteigen oder besser erklimmen und oben angekommen musste man in ein Loch zielen, um seine Notdurft zu verrichten. Ja, unter den Blicken aller, aber niemand achtete darauf. Alle Exkrememente fielen in große Metallbehälter auf dem Boden, die im Prinzip regelmäßig geleert wurden. Ich erwähne lieber nicht den Geruch, der von ihnen ausging. Da oben konnten also mehrere Personen, die kaum durch dünne Holzvertäfelungen voneinander getrennt waren, Seite an Seite Platz nehmen – eine äußerst prekäre und unhygienische Konstruktion. [...]

Die wenigen Kinder – im ganzen Lager gab es weniger als 15 Kinder und ich war das jüngste von ihnen – kamen mit den Latrinen noch zurecht. Aber die alten Leute schafften das sicher nicht, insbesondere nachts ohne Beleuchtung. Die Kälte und der Schlamm waren allgegenwärtig. Vollmondnächte waren ein glücklicher Umstand, da in dem ganzen Lager keine Beleuchtung vorhanden war. Stürme waren zu dieser Jahreszeit häufig und die Wetterverhältnisse trugen dazu bei, dass alles feucht war oder besser gesagt mit Nässe vollgesogen. Die Blitze am Himmel halfen uns, uns in den kalten, dunklen Nächten zurechtzufinden.

Die Körperreinigung war genauso prekär! Das Wasser war fast gar nicht erwärmt, da die Öfen so schlecht waren, dass es kaum lauwarm wurde. Das ganze Lager war so verschlammte, dass es schwierig war, dort normal zu gehen. Es regnete schier ununterbrochen, und die Schlammfelder waren von allen Seiten vom Gebirge der Pyrenäen umgeben. Ich erinnere mich an einen alten Mann, dessen einer Schuh im Schlamm feststeckte und der ihn zurücklassen musste, weil er ihn nicht mehr herausziehen konnte.

„Befreiung“

Ich verbrachte einige Monate in diesem Lager. Um den 8. Mai 1941 herum kam eine Dame vom Roten Kreuz oder von einer ähnlichen Organisation und befreite mich. Ich glaube, sie war von der OSE („Oeuvre de Secours aux Enfants“), einer Art Kinderhilfswerk.

Als ich später ein Buch von Laura Schindler Levine las, habe ich erfahren, dass diese Frau Beugie hieß und die Schwester von Shatta Simon war, der Leiterin des Kinderheims von Moissac. Dorthin kam ich, nachdem ich das Lager Gurs verlassen hatte. Zunächst war ich am Quai du Port Nr. 18 untergebracht, zusammen mit den kleineren Kindern, unter der Leitung von Fanny Alter. Sie war eine sehr strenge Dame. Später habe ich erfahren, dass sie sehr früh ihren Ehemann verloren hat, der von den Deutschen gefangengenommen und getötet worden war. Dies erklärt ihr Verhalten.

Zuerst wurde ich eingeseift und geduscht, dann hat man mir den Kopf kahlgeschoren, weil ich Läuse und auch die Krätze vom Lager mitgebracht hatte. Es war das beste Mittel, um all das Ungeziefer loszuwerden, das wir im Lager eingefangen hatten. Danach blieben die kleinen Kinder in der Hafestraße 18, und die größeren wurden 500 m entfernt in der Mühle („Moulin“) untergebracht.

Shatta leitete beide Häuser mit Meisterhand, sie nannte alle Kinder „Mon Chérrrrri“ mit ihrem rumänischen Akzent und dem gerollten rrr.

Während meines Aufenthalts am Quai du Port Nr. 18 habe ich erfahren, dass mein Vater am 7. Januar 1942 in Gurs gestorben ist. Er war erst 60 Jahre alt, war aber schon krank und schwächlich in Gurs angekommen. Später habe ich erfahren, dass meine Mutter nach Drancy deportiert wurde (Sammellager nördlich von Paris), und von dort nach Auschwitz in die Gaskammern kam. Sehr viel später habe ich in Erfahrung gebracht, dass sie mit dem Deportationszug Nr. 17 vom 10. August 1942 das Todeslager erreicht hat.

Als ich in Moissac ankam, sprach ich kein Wort Französisch, aber in der Schule habe ich natürlich sehr schnell zunächst die Schimpfwörter gelernt und danach die klassische gesittete Sprache der ehrbaren Bürger.

Ich ging zur Schule „Saint Benoît“ in Castelsarrasin, sie war nach dem Viertel benannt, in dem sie lag. Eines Tages fuhr ein deutscher Militärkonvoi vor unserer Schule vorbei, hielt an, um uns Kekse und Bonbons zu geben, die wir annahmen, aber ich riet meinen Kameraden, sie nicht anzurühren, und sagte ihnen: „Sie sind vielleicht vergiftet.“ Heute denke ich, dass das vielleicht ehrbare Familienväter waren, die an ihre eigenen Kinder in Deutschland dachten, als sie uns sahen.

Ich habe also gelernt, Französisch zu sprechen und dann bin ich in eine Möbelschreiner-Werkstatt gegangen und habe von Meister Boris den Beruf erlernt. Seinen Familiennamen kenne ich nicht. Er machte mit seinem Mund das Hobelgeräusch nach, um uns klarzumachen, wie wir es anzustellen hatten. Sein Bruder war Hauswirtschaftler in der „Mühle“, er wiederholte unentwegt mit seinem starken russischen Akzent: „Das ist gut, vielleicht ein bisschen schimmelig, aber das ist gut“. Ja, das Essen war manchmal ein bisschen schimmelig. Ich erinnere mich noch an eine kleine tote Maus, die wir im Zwetschgenkompott gefunden haben. Wir haben trotzdem gegessen, zwar nicht die Maus, aber das Kompott. Es gab so wenig Nahrungsmittel, dass alles erhalten musste, um den Magen zu füllen.

Die Mühle von Moissac und andere Zufluchtsorte

Nun sind wir da – es ist eine alte Mühle am Fluss Tarn, ein wunderschönes Gebäude, in dem die älteren Kinder untergebracht sind.

Dieses majestätische Gebäude konnte etwa 200 Kinder aufnehmen, glaube ich, und bestand aus kleinen Zimmern für zwei oder drei Kinder. Ich war also mit zwei Freunden in einem Zimmer, mit Albert und Sylvain. Eines Tages sage ich zu ihnen: „Weil Bouli uns jeden Morgen mit einem schrecklichen Geräusch weckt, damit wir aufstehen, müsste er einmal ohne Stimme sein.“ So unglaublich das auch klingen mag, am nächsten Morgen kommt Bouli, um uns zu wecken und zwar mit einer Flüsterstimme. Er hatte diese berühmte Stimmbänderentzündung. Ich war gleichzeitig konsterniert und glücklich.

Diese Zeit war ein ganzer Lebensabschnitt, und viele meiner Freunde oder Kameraden werden ihr Leben lang davon geprägt sein. Es ist ein Lebensabschnitt, den man nicht vergessen kann, mit Sicherheit nicht. Während dieser ganzen Zeit waren wir versteckt, und um zu verhindern, dass man mich findet, falls wir unglücklicherweise denunziert würden, hatte man mir den Namen Etienne Gerbier gegeben.

Und so wurde ich an immer wieder wechselnden Orten untergebracht, um meine Spuren zu verwischen:

- In Chambon sur Lignon,
- in Beaulieu in der Corrèze,
- im Sanatorium für TB-Gefährdete in Dieulefit in der Drôme,
- in La Grave in den Alpen,

- im Schloss von Sarcenas in Sappey im Département Isère, das von Dr. Samuel und seiner Frau geleitet wurde, ein wirklich charmantes und hingebungsvolles Ehepaar.
- Wir wurden auch bei Bauern in der Umgebung von Moissac versteckt.

Die Zivilbevölkerung hat solidarisch zu unserem Schutz beigetragen. Übrigens wurden einige dieser Personen vor kurzem mit der Medaille der Gerechten geehrt.

Bei Kriegsende mussten wir Südfrankreich verlassen und wurden in Neuilly sur Seine bei Beugie Hirsch untergebracht. Er war beauftragt, uns eine Zeit lang bei sich aufzunehmen und uns rauszuwerfen, sobald wir eine Arbeit gefunden hatten. Ich fand tatsächlich eine Arbeit und musste den Boulevard de la Saussaye in Neuilly verlassen. Ich bin also weggegangen, ich hatte einen Arbeitsplatz bei dem Besitzer einer Schreinerei in Senlis gefunden.

Ich bin nicht sehr weit weggegangen, denn ich sollte im Schloss von Laversine in der Oise in der Nähe von Creil arbeiten und ein weiteres Kinderheim renovieren, das als Anschluss für die Kinder aus Moissac gedacht war. Da ich Holz bearbeiten konnte, habe ich mit mehreren Kameraden die Decken und Fußböden dieses schönen Gebäudes renoviert.

Als ich gar keine Arbeit mehr hatte, suchte ich unter meinen Bekannten, um zu versuchen, an eine Arbeit heranzukommen, aber leider war ich damit nicht erfolgreich. Ich bin weiter umhergeirrt, um Arbeit zu finden, und ich frage mich heute, wie es mir gelang, nicht in die Kriminalität abzurutschen. Einige meiner damaligen Freunde sind leider im Gefängnis gelandet.

Schließlich wollte ich einen Posten als Sportlehrer, da ich aber nicht die französische Staatsbürgerschaft besaß, war mir diese Möglichkeit verbaut. Seither sind die Gesetze verändert worden.

Zuvor hatte ich als Aufsichtsperson in Kinderheimen gearbeitet, die der Baronin von Rothschild gehörten. Daher bin ich eines Tages zu ihrem Haus in der Avenue Foch in Paris gegangen, um sie zu fragen, ob sie nicht einen Angestellten für ihre Kinderheime benötigte, entweder als Aufsichtsperson oder als Hausmeister. Mir öffnete ihre Gouvernante Mademoiselle De Noailles die Tür. Sie verschwand einen Moment und kam mit einem Hundert-Francs-Schein wieder, den sie mir hinstreckte. Das war zwar nicht das, was ich suchte, ich wollte ja Arbeit finden, aber ich nahm trotzdem den Schein, bedankte mich und verschwand. Ich wollte nicht betteln gehen.

Ich habe dann einige Posten als Aufsichtsperson in Kinderheimen der OSE, des jüdischen Kinderhilfswerkes, gefunden. Und in einem dieser Heime habe ich meine spätere Frau kennengelernt. Um sie heiraten zu können, musste ich jedoch warten, bis ich volljährig war. Oder aber man musste von einem französischen Staatsbürger adoptiert werden, um die Regelung umgehen zu können und früher zu heiraten. Die Volljährigkeit begann damals mit 21 Jahren.

Ich bat also Bouli, den Leiter des Kinderheims von Moissac (und Ehemann von Shatta), mich zu adoptieren, er hat mir jedoch geantwortet: „Stell dir vor, soll ich etwa alle Heimkinder adoptieren?“ Ich musste also meine Volljährigkeit abwarten, und so heirateten wir am 19. Dezember 1953.

Ich schreibe diese Zeilen am 19. Dezember 2013. Sechzig Jahre später, nach sechzig Jahren Ehe! [...]

Zunächst hatte ich nicht die französische Staatsbürgerschaft – erst viele Jahre später -, ich galt als staatenlos und hatte unglaubliche Schwierigkeiten, eine Arbeit zu finden. Man brauchte zu jener Zeit eine Arbeitsgenehmigung, auf der die Berufsbezeichnung genau angegeben war. Ich konnte dieses Dokument nur erhalten, wenn ein Arbeitgeber bereit war, mich einzustellen. Doch dies war nur möglich, wenn man eine Arbeitsgenehmigung besaß mit genauer Angabe des Berufs. Eine unentwirrbare Situation, nicht wahr? Da beißt sich die Katze in den Schwanz.

Zum Glück kannte ich eine Person im Arbeitsministerium, die mir ausnahmsweise eine Genehmigung „für alle Berufe“ ausstellen konnte. Ohne diese rettende Lösung und diese charmante Person würde ich mich heute noch im Kreis drehen.

Später war ich also Vertreter in der Pariser Region und wurde auf Kommissionsbasis bezahlt. Ich arbeitete über viele Jahre als Repräsentant für verschiedene Möbelfirmen. Kurz vor dem Rentenalter baute ich ein Haus in Plouha in der Bretagne. Am 10. Juli 1990 zogen wir dort ein. In Plouha arbeitete ich dann noch als Verkaufsleiter in einer Druckerei. Der Druckereichef war kein Meister der Orthografie, und ich musste alle seine Texte korrigieren, bevor sie in Druck gingen.

Meine Familien

Nun möchte ich über ein sehr wichtiges Kapitel in meinem Leben schreiben: 1994 benachrichtigte das Polizeikommissariat von Plouha meine Frau, dass ich dorthin kommen sollte, weil eine Person in den USA mich kontaktieren wollte. Der Gendarm, der mich empfängt, fragt mich, ob ich einverstanden bin, dass meine Adresse an eine Dame mit dem Namen Amalie Zahler weitergegeben wird, die sich als meine Tante ausgibt. Zuerst war ich verblüfft, denn wieso sollte meine Tante den gleichen Vornamen tragen wie meine Mutter? Ich wusste nämlich aus einem Randvermerk meiner Personenerkunde, dass meine leibliche Mutter diesen Namen trug. Als sich meine erste Überraschung gelegt hatte, akzeptierte ich.

Einige Wochen später erhielt ich einen Telefonanruf aus New York, und nachdem wir auf Französisch und Englisch ein paar Worte gewechselt hatten, eröffnete mir meine Gesprächspartnerin, dass sie meine Mutter war. Ich zerfloss in Tränen. Ich konnte es nicht glauben. Einige Zeit zuvor hatte ich zu meinen Kindern und zu meiner Frau gesagt: „Wenn ich eines Tages durch ein Wunder erfahre, dass meine leibliche Mutter noch am Leben ist, wird mir das gar nichts ausmachen.“ Als ich jedoch am anderen Ende der Leitung die Stimme meiner leiblichen Mutter gehört habe, habe ich geheult! Ja, ich bin in Schluchzen ausgebrochen ... Ich konnte meine Gefühle, meine Emotionen nicht kontrollieren.

Von 1995 bis 2009 habe ich sie jedes Jahr ein paar Tage in New York besucht. Sie ist 2009 im Alter von 97 Jahren gestorben.

Da selbst die schäbigsten Hotels in New York sehr teuer sind, konnte ich bei jedem meiner Besuche nicht sehr lange bleiben. [...]

Als ich meine Mutter zum ersten Mal in New York besuchte, erklärte sie mir, dass ich eine zwei Jahre ältere Schwester hatte, von der sie nicht wusste, was aus

ihr geworden war. Ich habe niemals zuvor von meiner Schwester reden gehört, ich wusste gar nicht, dass ich eine Schwester hatte.

Zurück in Frankreich habe ich sofort Briefe nach Karlsruhe und an das Bundesarchiv in Bonn geschrieben, in denen ich erklärte, dass meine Schwester im August 1930 geboren war. Jedoch konnte ich nicht das genaue Geburtsdatum angeben, weil ich es nicht wusste. Ich habe schnell eine Antwort erhalten. Karlsruhe hatte keine Informationen. Das Bonner Archiv hat mir geantwortet, dass meine Schwester Mary (sie waren verpflichtet, dies hypothetisch zu formulieren) – wenn es sich um Ihre Schwester handelt – von München aus deportiert und in den Gaskammern von Auschwitz 1942 ermordet wurde.

Als ich den Bonner Brief an meine Mutter weitergeleitet habe, hat sie mir bestätigt, dass es sich um meine Schwester handelt. Hatte meine Mutter wirklich ernsthaft nach dem Verbleib meiner Schwester gesucht? Ich jedenfalls habe in kurzer Zeit die Spur meiner Schwester Mary gefunden.

Ich wollte mehr erfahren und suchte über Minitel alle Personen in Frankreich mit dem Namen Gaber, um etwaige Verwandte ausfindig zu machen. Damals gab es ja noch kein Internet. So stieß ich eines Tages auf eine Gaber, die in Paris lebte. Ich rief sie an und hörte die Nachricht der Mailbox auf Französisch und Deutsch. Anrufbeantworter in deutscher Sprache, das war ein gutes Zeichen. Nach mehreren Versuchen kann ich endlich mit ihr sprechen, aber die junge Frau erklärt mir, dass sie dreißig Jahre alt ist und keinerlei Verbindung mit meiner Familie hat.

Anlässlich meiner ersten New York-Reise benachrichtigte ich diese neue Gaber, dass ich von Paris aus abflog und dass ich sie gerne kennenlernen wollte. Seit jener Zeit ist sie eine mir sehr verbundene Freundin geworden.

Die Verabredung wurde getroffen, und in ihrer kleinen Wohnung haben wir zusammen mit ihren zwei reizenden Töchtern zu Abend gegessen. Als ich in New York ankam, schickte ich den Mädchen eine kleine Ansichtskarte.

Später hat Ulrike Gaber mir geholfen, Recherchen zu meinem Leben und zu den Spuren meiner Familie anzustellen. Sie ist mit ihren Töchtern und mit ihrem Mann mehrmals nach Plouha in die Bretagne gekommen. Inzwischen lebt sie mit ihrer Familie in Deutschland. Sie hat mich zu sich nach Burkheim eingeladen, eine kleine Stadt am Kaiserstuhl in der Nähe von Freiburg. Dort habe ich im Juni 2004 eine sehr schöne Woche verbracht, während der sie mich quer durch Süddeutschland zu den wichtigen Orten meiner Kindheit gefahren hat.

Zunächst nach Karlsruhe, meiner Geburtsstadt, aber die Geburtsklinik ist inzwischen ein Altersheim geworden. Dann nach Villingen, wo ich den Nachbarjungen von einst wiedertreffen habe und das Haus wiedersehen konnte, in dem ich mit meiner Adoptivfamilie als kleiner Junge gelebt habe. Den Nachbarjungen hat meine Mutter am Schabbat immer gebeten, das Feuer im Ofen anzuzünden, weil dies nur Nicht-Juden tun dürfen. So viele Erinnerungen kommen in meinem Gedächtnis hoch. Schließlich nach Heidelberg in das Judenhaus in der Blutschlistraße 4, wo ich vor meiner Deportation nach Gurs eine Zeitlang gewohnt habe.

Gemeinsam haben wir all diese Orte besucht und haben nach Hinweisen und Informationen zu meiner Person gesucht. [...]



Eric Gaber am Eingang Bluntschlistraße 4 (Foto: Privat)

Im Frühsommer 2006 wurde ich von der Stadt Heidelberg zu einem Treffen aller noch lebenden ehemaligen jüdischen Mitbürger Heidelbergs eingeladen. Ulrike Gaber begleitete mich während der Woche und war meine Übersetzerin sowohl für die offiziellen Veranstaltungen als auch für die persönlichen Kontakte bei den gemeinsamen Essen. Ich spreche wie gesagt kein Deutsch mehr, und meine Englischkenntnisse sind rudimentär. Unter den Teilnehmenden war niemand außer mir, der aus Frankreich kam.

Von meiner leiblichen Mutter habe ich erfahren, dass ich zwei deutsche Cousins hatte, einen in Miami und einen in Toronto. Ich habe also Kontakt aufgenommen und habe sie nacheinander zu Hause besucht. Inzwischen ist mein Cousin aus Miami gestorben, von dem Cousin aus Toronto habe ich nichts mehr gehört. Bei ihm hatte ich damals eine Liste gesehen mit den Deportierten nach Auschwitz, denn seine Mutter wurde dorthin deportiert, und auf dieser Liste gab es auch den Namen meiner Schwester Mary.

Meinen Adoptivbruder Joe habe ich auch in den USA besucht, und habe ihn 2009 anlässlich der Einladung durch die Stadt Villingen an ehemalige jüdische Mitbürger in Deutschland wiedergesehen. Wir wurden beide von Ulrike Gaber an ihren Wohnort Burkheim eingeladen, wo auch im Juni 2009 dieses Foto entstanden ist.

Joe Haberer ist am 11. Juni 2013 gestorben. Er hatte viele Jahre als Professor an der Purdue University in West Lafayette Soziologie gelehrt.

Meine Frau Mireille, genannt Mimi, ist unheilbar an der Krankheit „Corps de Lewi“ erkrankt, einer Mischung aus Alzheimer und Parkinson.

Ich bin nun fast allein.

Meine Mutter, meine Schwester, meine Adoptiveltern sowie mein Adoptivbruder sind tot. Meine Frau befindet sich im Altersheim, wo sie komplett auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Sie liebte so sehr diese Gegend in der Bretagne, ihren Garten, aber sie wird all das nicht mehr wiedersehen.

Alles ist so ruhig, alles ist so kalt im Moment. Ich habe nicht mehr den Mut, irgendetwas zu unternehmen. Doch man muss dem widerstehen, damit man nicht in Lethargie verfällt.

Eric Gaber und sein
Bruder Joe Haberer,
Juni 2009 (Foto: Pri-
vat)



Verse

Damit niemand vergisst,
welche Grausamkeiten
das Nazi-Gesindel
uns angetan hat.

Konzentrationslager
Stacheldrähte
Hunger und Entbehrung.
Wir waren Gefangene

Topinamburwurzeln
Statt Kartoffeln
Gab es jeden Tag
und kein einziges Dessert.

Ich habe Ihnen einen Teil
meines Lebens erzählt.
Doch ich will vergessen
Alles, was mir angetan wurde.

Dies sind Verse,
die meine Leiden erzählen.
Auch wenn ich noch ein kleiner Junge war,
war ich voller Hoffnung.

Nachbemerkung von Ingrid Moraw

Erich Gaber, beinahe 8 Jahre alt, wurde am 22. Oktober 1940 von Heidelberg aus dem „Judenhaus“ Bluntschlistraße 4 mit den übrigen dortigen Bewohnern nach Gurs deportiert.

Seine Erinnerungen daran sind lückenhaft, aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln. So findet sich sein Name im „Verzeichnis der am 22. Oktober 1940 aus Baden ausgewiesenen Juden“ neben den anderen aus Heidelberg Deportierten. Seine Pflegeeltern, Berthold und Georgine Haberer, wurden dagegen aus Villingen nach Gurs deportiert.

Warum befand sich Erich Gaber seit dem Sommer 1940 in Heidelberg? In einem „Kinderheim“, wie er selbst schreibt. Ein Kinderheim gab es in der Bluntschlistraße 4 nicht, aber in dem Haus lebten im Jahr 1940 drei weitere Jungen, so dass für ihn der Eindruck eines Kinderheimes entstehen konnte: Theo Reis (geb. 1928), Hermann Rosenfeld (geb. 1933) und Willi Valfer (geb. 1932). Sie wohnten dort ebenfalls ohne ihre Eltern, möglicherweise versorgt von dem kinderlosen Ehepaar Max und Rosalie Wertheimer, das zu den Bewohnern des „Judenhauses“ gehörte. Wir sind bei dieser Frage ebenso auf Vermutungen angewiesen wie bei der Antwort auf die Frage, warum diese Kinder sich ohne nahe Verwandte in Heidelberg aufhielten.

In Heidelberg konnten jüdische Kinder noch im Sommer 1940 bis zum Tag der Oktoberdeportation Schulunterricht besuchen. Hermann Durlacher war bis 1935 Lehrer im badischen Staatsdienst gewesen. Er unterrichtete danach in der Pestalozzischule eine sogenannte Judenklasse, bis ihn der dortige Direktor unmittelbar nach der Pogromnacht 1938 aus dem Schulgebäude vertrieb. Durlacher selbst wurde verhaftet und in Dachau bis Januar 1939 inhaftiert. Nach seiner Freilassung organisierte er wiederum Schulunterricht, jetzt in der Bunsenstraße 3, einem „Judenhaus“. Bis zum Tag der Oktoberdeportation soll er dort unterrichtet haben. Er und seine Frau wurden ebenfalls deportiert, nach Gurs, später (1942) nach Auschwitz. Seine beiden Söhne waren mit einem Kindertransport nach England entkommen.

Die Vermutung, dass der Schulunterricht der Grund für den Aufenthalt der vier elternlosen Jungen im Haus in der Bluntschlistraße war, stützt sich auch auf Parallelfälle: so hat das Ehepaar Salomon und Paula Deutsch in ihrer Wohnung Werderstraße 17 mehrere Schülerinnen beherbergt, allerdings nur bis zum Sommer 1940, denn zu diesem Zeitpunkt wurde das Ehepaar nach Ungarn ausgewiesen.

Über das Schicksal der drei Jungen aus der Bluntschlistraße 4, die mit Erich Gaber dort lebten, ist uns wenig bekannt. Theo Reis soll nach Kaunas oder Reval verschleppt worden sein und gilt dann als verschollen, von den beiden anderen wissen wir noch weniger. Ihre Namen finden sich auch nicht bei den aus Heidelberg nach Gurs Deportierten.

Literatur

Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten*, hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011